Robinsons Eiland.

Ein kleines Inselchen im Stillen Ozean ist ins Meer gesunken. Ein dürftiges Eiland, von wenig Menschen bewohnt, einsam und von keinem beachtet. Drüben am Festland – das Wort klingt beinahe wie Hohn – tanzt der Tod über Trümmer und Leichen und die zürnende Erde bebt den Takt dazu. Wer kümmert sich da um Jean [Juan] Fernandez, die tote Insel? Daß eigene Elend füllt die Seelen der Menschen bis zum Rande. Aber fern, fern von der chilenischen Schreckenszone, im alten Europa, weckt das Schicksal des in den Meeresfluten verschwundenen Eilandes in tausenden Herzen die wehmütige Erinnerung an einen der seligsten der Kindheitsträume. Denn Juan Fernandez war nur scheinbar von wenigen bewohnt. In Wahrheit war jeder von uns einmal drauf heimisch und es gab eine Zeit in unserem Leben, da wir die kühnsten und aufregendsten Abenteuer im Schatten seiner Kokospalmen erlebten. Das war damals, als uns die Mutter eines Abends den Robinson Crusoe unter den Christbaum legte. Ich weiß nicht, ob dieses köstliche Buch auf unsere modernen Kinder den gleichen unsagbaren Zauber ausübt, mit dem es die früheren Generationen in seinen Bann schlug, oder ob die großmäulig prahlenden Herren Old Shatterhand und Buffalo Bill auch den „ollen ehrlichen Seemann“ Selkirk aus seiner Position verdrängt haben. Zu meiner Kinderzeit herrschte er seit mehr als 200 Jahren noch immer unumschränkt und unangefochten im Reiche jener allmächtigen Phantasie, die Berge versetzen und einen zerbrochenen Kochlöffel für das schönste Schlachtschwert ansehen kann. Weiß Gott, wie es gekommen ist, daß gerade dieses Buch, das im Grunde genommen mit einer bitterbösen Anti-Kulturtendenz an die Adresse der Erwachsenen gerichtet war, sich allmählich zum Jugendbuch *kat‘ exochen* entwickelt hat. Vielleicht, weil es dem kindlichen Verstande bessere Wegweiserdienste leistet als zehn pädagogische Kompendien. Ein echtes, unverdorbenes, noch nicht mit dem Gifte der Frühkultur verseuchtes Kindergemüt steht ja zur Umwelt nicht viel anders als der auf die einsame Insel des Ozeans verschlagene Seemann in Defoes Roman. Unsere moderne Kindererziehung, die so viel mit Künsten und Künsteleien arbeitet, vergißt zumeist das nächstliegende. Der kleine Fritz spricht zwar perfekt französisch, spielt schwierige Sonaten und weiß, was Barfußtanz und Sezession bedeuten; aber welche Wunder sich hinter den einfachen Dingen des Alltags bergen, und wieviel genialer Erfindungsgeist notwendig war, um den ersten Tisch zu zimmern, das erste Dach zu bauen, den ersten Kochtopf zu formen, das vergißt man ihm zu sagen. Und er würde es vermutlich Zeit seines Lebens nicht erfahren, wenn ihm nicht eines Tages der Hamburger Patriziersohn Robinson Crusoe in der lauschigen Ecke am Kamine, in der traulichen Stunde, da der Tag zur Nacht hinüberdämmert, die Geschichte seiner Leiden auf dem Eiland Juan Fernandez im Stillen Ozean erzählte.

Robinsons Eiland – das ist für jedes echte Kind das Land der ersten Sehnsucht nach dem Ungemeinen, Abenteuerlichen. Trotzdem der Robinson – in seiner ursprünglichen Gestalt wenigstens – durchaus kein romantisches Buch ist. Die Geschichte des einsamen Kolonisten auf Juan Fernandez ist weder umspielt von den schimmernden Farben eines exotischen Kolorits, noch beleuchtet von den Schauern einer blutrünstigen Räuberromantik. Sie könnte sich *mutatis mutandis* ebensogut im Bannkreis der gemäßigten Zone, auf irgend einer verlassenen Insel des Großen Ozeans abspielen, ohne dadurch das Geringste von ihren Zaubern einzubüßen. Denn Robinson Crusoe verdankt die Bewunderung der Kinderwelt keinen übermenschlichen Heldentaten, er ist kein wunderwirkender Bravourheld, der mit dem linken Zeigefinger zehn Rothäute niederstreckt und sich in jeder zweiten Minute als siebentes Weltwunder bengalisch selbst beleuchtet. Sondern er ist ein einfacher Mensch, der die harte Faust der Not im Nacken, der gesunden Kraft seiner beiden Arme vertraut und der Natur im zähen Widerstand die letzten Lebensmöglichkeiten abtrotzt. Daß beinahe jeder unserer kleinen Hosenmätze ein Old Shatterhand oder Buffalo Bill werden möchte, das braucht uns weder sonderlich wunderzunehmen, noch sonderlich zu erfreuen. Daß aber in ebensovielen, unschuldigen Kinderherzen das Verlangen keimt, die Leiden eines vom Schicksal tief zu Boden Gedrückten mitzuleiden und gleich ihm aus eigener Kraft sich ein neues Leben zurecht zu zimmern, das ist eine der segensvollsten Unbegreiflichkeiten im Bereiche der kindlichen Psyche. Robinson als Erzieher – das Buch, das diese Titel trägt, ist noch nicht geschrieben. Braucht auch vielleicht gar nicht geschrieben zu werden. Wir wissens ja ohnehin, das der unverzagte Seemann der erste war, der uns die Wunder der Alltäglichkeit begreifen und die heiligende Macht des Leidens voll empfinden ließ, der uns zum erstenmale den blinden Glauben an die Größe städtischer Kultur benahm und uns dafür das zehnmal höher zu wertende Vertrauen in die eigene Kraft geschenkt hat. Wir wissens und wir dankens ihm noch heute.

Denn Robinsons Eiland ist uns, auch wenn wir längst den Kinderschuhen entwachsen sind, noch immer das Symbol eines fernen, ach nur allzu fernen Sehnsuchtlandes, dahin wir alle einmal mit dem sieghaften Idealismus der hellseherischen Jugend gestrebt haben. Wer hat ihn nicht geträumt, den Traum vom schönen Lande Utopia, allwo nicht Schein und Trug und Heuchelei den Ausschlag gibt, sondern einzig der wahre Wert und die eigene Kraft des Menschen? Wie sprachen wir da voll Entrüstung über Verbindungen, Bekanntschaften, Protektion und ähnlichen Verächtlichkeiten! Niemals – so schworen wir – sollte das trübe Wasser solcher Sümpfe uns die Sohlen netzen! Und dann kam das Leben und rückte das holde Phantasma hoch, hoch hinauf in die Wolken und wir – je nun, wir wurden eben wie die anderen. Freilich manchmal überkommt uns ein Ekel vor dieser Welt der übertünchten Hilflosigkeit, dann revoltieren wir wie jene Kulturmüden, die Fulda in seinem geistvollen Lustspiel „Robinsons Eiland“ so reizend verspottet hat. Doch meistens ist es leider nur ein Sturm im Wasserglase. Zuletzt kehren wir ja doch immer wieder reuig zu den Fleischtöpfen der Kultur zurück, die uns so hübsch sachte durch die Fährlichkeiten des Daseins gängelt. Und wenn wir gar erst einmal unser Schifflein am sichern Port der heißersehnten Lebensstellung gelandet haben, dann versinkt das Eiland unserer Jugendträume, das einen Augenblick lang vielleicht sogar unserer Karriere gefährlich zu werden drohte, vollends in das tiefe Meer der Vergessenheit, sowie jetzt drüben im fernen Westen Juan Fernandez ins stille Meer gesunken ist, die Insel des einsamen Seemannes – Robinsons Eiland.

Teddy.

Aus: BOHEMIA, Morgen-Ausgabe, Prag. 79. Jahrgang, Nr. 235, 26.08.1906, S. 3.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Dezember 2017